

Oliver Graf

Fast eine Jugend

Roman

sonderpunkt ●●○
verlag

*Bibliografische Information der
Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-95407-013-8
© 2013 sonderpunkt Verlag
Marianne Evrard & Julia Kisker GbR
Langemarckstraße 18
D-48147 Münster
Tel.: +49-(0)-251-29 39 57
Fax: +49-(0)-2571-99 27 36
E-Mail: info@sonderpunkt-verlag.de
Internet: www.sonderpunkt-verlag.de

1.

Vorsichtig stieg ich die Treppe nach oben, bei jedem Schritt darauf bedacht, den Teller möglichst waagrecht zu halten, um die dampfende Suppe nicht zu verschütten oder über meine Daumen zu gießen, die dem tanzenden Flüssigkeitsrand bedrohlich nahe kamen. Bei dem Gedanken, mir die Finger zu verbrühen, musste ich innehalten. Nur langsam, nur nicht stolpern. Würde mir der Teller entgleiten, er würde mit Sicherheit auf den harten Stufen zerbrechen. Und Mutter hatte mich gewarnt.

Bei jeder Bewegung wogten die aufgedunsenen Bratwürstchen hin und her und stießen an Karotten- und Zwiebelstückchen, die ebenfalls in der Suppe schwammen. Der Geruch von Essig, den die Mahlzeit verströmte, hing in meiner Nase, und ich war froh, meine Portion bereits verzehrt zu haben. Mich ekelte vor diesem Gericht, einer Spezialität aus Mutters fränkischer Küche. Saure Zipfel. Alleine der Name. Aber Karolus mochte sie, er würde sich darüber freuen.

Möglichst leise, um ihn nicht unsanft zu wecken, schlurfte ich über die Fliesen des Treppenabsatzes, auf dessen Höhe sich sein Zimmer befand. Um die Tür zu öffnen, stellte ich den Teller auf dem gusseisernen Blumenständer ab, einem wuchtigen Relikt aus Mutters Kindheit und der großelterlichen Villa, das schmuck- und zwecklos in unserem Flur gestrandet war. Ich strich mit den Handflächen über meine Hose und drückte die Klinke behutsam nach unten. Die Tür schnappte auf und ich nahm den Teller wieder in beide Hände. Auf der staubigen Fläche des Blumenständers blieb ein feuchter Ring zurück. Auf mein Bemühen konzentriert, nichts von der Suppe zu verschütten, trat ich ins Zimmer.

„Karolus?“, flüsterte ich mehr zur Suppe hin als zu seinem Bett. Aus den Augenwinkeln schielte ich auf die Decke. Ruhig. Er schien

zu schlafen. Also leise weiter zum Nachttisch, um endlich den Teller abstellen und die Finger von der Umklammerung des heißen Gefäßes lösen zu können. Mit jedem Schritt streifte mein Blick die Bettdecke weiter nach oben.

Der Moment, als mir der Teller aus der Hand glitt. Das Zersplittern des Porzellans. Die prallen Würstchen, die über den Boden sprangen. Heiße Flüssigkeit, die durch die Luft spritzte, an meine Beine klatschte und in Rinnsalen daran hinunterlief. Der Schmerz des Verbrühens, den ich kaum spürte.

Mein Bruder lag mit weit aufgerissenen Augen im Bett.

Er war tot.

Ich wusste, dass er tot war.

Sein Mund stand offen und war mit halb verdaulichem Mageninhalt gefüllt. Das Erbrochene war die Wangen hinuntergelaufen und dort getrocknet. Flecken auf dem Kissenüberzug. Der stark säuerliche Geruch der Suppe hatte mich den galligen Gestank im Zimmer nicht wahrnehmen lassen.

Mutter musste das Zerschellen des Tellers gehört haben. Ich hatte nicht bemerkt, wie sie die Treppe nach oben gekommen war und in der Tür halt machte. Ich fühlte sie mehr, als dass ich bewusst wahrnahm, wie sie ansetzte, um mich wegen des zerbrochenen Geschirrs und der verschütteten Suppe anzubrüllen.

Ich musste mich übergeben, rannte zum Fenster, riss es auf und kotzte die Sauren Zipfel auf die Geranien. Nach Luft ringend lehnte ich über dem Fensterbrett. Tränen brachen aus mir heraus. Nicht wegen des Todes, der hatte mich noch nicht erreicht, sondern wegen der Mahlzeit, wegen der Wursthaut, die ich, um das Essen schnell zu beenden, fast unzerkaut verschlungen hatte.

Als ich mich aufrichtete und mich dem Zimmer, dem Bett, meinem toten Bruder zuwandte, sah ich Mutter, wie sie dasaß und Karolus an ihre Brust drückte. Sein Rücken mir zugewandt, starrte

ich in ihr Gesicht. Sie versuchte zu schreien, aber im Zimmer blieb es still. Ihr Mund stand offen und ich bemerkte das Zittern ihrer Zunge. Die feuchten Augen stachen aus dem noch immer faltenfreien Gesicht. In meiner Erinnerung war es das erste Mal, dass ich Mutter weinen sah. Mit einer Hand presste sie Karolus' Gesicht an das ihre. Wange an Wange geschmiegt liebkostete sie ihn, wie ich es nie zuvor beobachtet hatte.

Ungläubig betrachtete ich die Frau mit ihrem toten Kind im Arm. Diesen Anblick und das Gefühl, dass sie mir meinen Bruder stahl, meinen kleinen Bruder, der mir näher gewesen war, als ich mir selbst, konnte ich nicht ertragen. *Lass ihn!*, trommelte es in meinem Schädel. Nicht flehentlich, sondern fordernd und aggressiv. Bebende, hilflose Wut. Ich wollte es Mutter ins Gesicht brüllen. *Lass ihn in Ruhe!* Der explodierende Zorn drängte mich, zu dem verschmolzenen Paar zu stürzen, sie an den Schultern zu packen und gewaltsam voneinander zu trennen. Ich wollte meinen Bruder für seine feige Flucht und dafür, dass er mich alleine gelassen hatte, ohrfeigen. Karolus' lebloser Körper, der nach hinten sacken würde, sein Kopf an die Bettkante schlagend, seine abrutschende Hand in die erkaltende Suppenpfütze klatschend. Dazu Mutters unberechenbare Fassungslosigkeit.

Einen möglichst großen Abstand während schob ich mich langsam zur Tür, wandte mich dann abrupt ab und stürmte aus dem Zimmer. Panisch stolperte ich die Treppe nach oben. Die schwere Tür zum Dachboden öffnete sich viel zu träge, das Quietschen, das sie von sich gab, schmerzte in meinen Ohren. Schnell zwängte ich mich durch den Spalt ins staubige Innere und lief ans Ende des Raums, dorthin, wo Karolus und ich unterhalb des Dachfensters zwei Stühle aufgestellt hatten. Dazwischen das gegen den Himmel gerichtete Fernrohr. Unser Observatorium.

Der alte Rattansessel, der mein Platz gewesen war, knarrte

widerwillig, als ich mich mit Wucht auf ihn setzte. Das Schließen der Bodentür drang noch zu mir, dann wurde es still. Diese wohlbekannte Stille, in der wir uns so gerne verloren, die Abgeschiedenheit in dem von Qualen durchdrungenen Haus.

Langsam wurde der Gestank aus Karolus' Zimmer, der an mir zu haften schien, von der modrigen Luft des Dachbodens verdrängt. Ich streckte meine Hand aus und berührte den Platz meines Bruders, strich über die Sitzfläche des Stuhls. Zur Wut gesellte sich nun der Schmerz, der behände in mein Bewusstsein kroch und mir die Kehle zu schnürte. Eigentlich hatte ich das Bedürfnis zu schreien und alles in meiner Reichweite zu zertrümmern, aber ich blieb ruhig sitzen und versuchte, das Unbegreifliche zu fassen.

Verdammt, was war nur geschehen? Ich zweifelte an meinem Verstand, zweifelte an den Ereignissen, glaubte, die Bodentür würde sich jeden Moment öffnen und Karolus käme, um sich zu mir zu setzen. Aber wie die flachen Steine, die wir früher zusammen mit Vater über den See geschleudert hatten und die auf der Wasseroberfläche abgeprallt waren, so traf mich immer wieder die Realität. Ich stemmte mich dagegen, versuchte das Eindringen der Tatsache in mein Bewusstsein zu verhindern, doch mein unbeholfener Kampf gegen die Wahrheit ergab sich der Verzweiflung.

Ich versuchte zu schlucken, aber meine Zunge klebte am Gaumen. Ich musste husten. Wieder der Geschmack der Suppe, der Galle. Was war nur geschehen? Was? Die Antwort nahm mir die Luft zum Atmen.

Karolus war tot.

Dunkelheit. Unzählige Stunden hatten wir auf dem Dachboden verbracht und uns in der Dunkelheit verloren. Tagsüber saßen wir auf unseren abgewetzten Stühlen, schlossen die Augen und erzählten einander von den Farbverläufen, die wir nach dem

Lidschluss beobachteten, den nach innen und außen treibenden Ringen und den Lichtblitzen, die entstanden, wenn wir seitlich auf die Augäpfel drückten. Dann hielten wir die Augen geschlossen und warteten schweigend auf die absolute Dunkelheit. Und stets bedauerten wir, unsere vom Licht entwöhnten Augen irgendwann wieder öffnen zu müssen. Voll Unbehagen tasteten wir uns dann blinzeln in die Welt zurück, der wir durch unser Spiel für einen Moment entronnen waren.

Der Dunkelheit wegen liebten Karolus und ich auch den Winter, den wir der grellen Aufdringlichkeit des Sommers vorzogen. Spätestens wenn sich die Dämmerung über die Hügellandschaft gelegt hatte, kletterten wir auf den Dachboden und starrten in die sich einstellende Finsternis. Wir beobachteten, wie sich Nebel in Bodennähe bildete, in langen Fetzen über den Feldern hing und goldgelbe Glocken um die Straßenlaternen formte.

In klaren Nächten benutzten wir Vaters Teleskop, beobachteten damit die Sterne, suchten aber vor allem den Mond ab, um einander Krater und Formationen zu zeigen. Wir erfanden absurde Geschichten, in denen wir auf Sauriern durch die graue Landschaft des Trabanten ritten, heldenhafte Taten vollbrachten und auf der erdabgewandten Seite riesige Städte erbauten, nur von Kindern bewohnt.

Ich hatte mir das Fernrohr auf den Schoß gelegt und strich übers Metall. Meine Augen hielt ich geschlossen. Irgendwann waren die Tränen gekommen und später wieder versiegt, aber ihr Salz hatte meine Wimpern verklebt und unterstützte so meinen törichten Versuch, dem Tod meines Bruders zu entfliehen. Ich brachte es nicht fertig, mich wieder meinem Dasein zu stellen und mit jeder Sekunde, die verfloss, ohne dass ich die Augen öffnete, wuchs meine Angst weiter.

Wie gelähmt saß ich da und hatte selbst mit dem mechanischen

Streichen über das Fernrohr aufgehört. Ganz dem Versuch ergeben, meine Gedanken zum Stillstand zu zwingen, konzentrierte ich mich auf das Pochen des Blutes in meinen Schläfen.

Plötzlich merkte ich, wie das Fernrohr langsam zu Boden glitt. Das Fernrohr meines Vaters! Wütend packte ich es mit beiden Händen. Das Licht, das von den Stahlkappen reflektiert wurde, stach in meine jäh aufgerissenen Augen. Ich sprang auf und mit aller Kraft, die in mir zu explodieren schien, schleuderte ich Vaters Vermächtnis durchs geschlossene Dachfenster. Das Glas zerbarst. Splitter rieselten aufs Dach und verursachten ein tappendes Geräusch wie von dutzenden Vögeln. Ich verfolgte den Flug des Fernrohrs, sah den Bogen, den es zeichnete, doch viel zu schnell verschwand es hinter der Dachkante. Noch glaubte ich sein Rauschen in der Luft zu hören, bis es mit einem Knall auf den asphaltierten Hof schlug. In diesem Moment löste sich aus dem tiefsten Inneren meines Seins ein Schrei. Ein Schrei, der seine Bestimmung in der Ewigkeit zu suchen schien und doch in der Endlichkeit verkümmerte. Die Kehle trocken und leer saugte ich stumm die laue Abendluft des Frühsommers ein. Wie schön wäre es, jetzt die lindernde Kälte des Winters zu atmen.

Versuchten wir den Moment des Öffnens der Augen hinauszuzögern, so verhielt es sich ebenso mit dem Zeitpunkt, zu dem wir den Dachboden wieder verlassen mussten. Unserem Sträuben zum Trotz blieb aber auch dies stets unausweichlich. Meist war es Karolus, dessen Kopf langsam auf die Brust sank, was uns nach weiteren, der Müdigkeit zäh abgerungenen Minuten veranlasste, unserem Reich den Rücken zu kehren.

Nun, allein gelassen, kam mir der Gedanke, wieder nach unten zu gehen, völlig abwegig vor. Unter mir hatte sich die Hölle entfacht, die ich unter keinen Umständen betreten wollte. Und sollten die Flammen zu mir hochschlagen, dann wollte ich die Flucht ins ewige

Dunkel antreten.

So stand ich am Fenster, starrte durch die gezackten Reste der Scheibe nach draußen und wartete. Wartete auf das, wie mir schien, Unvermeidbare.

Die Dämmerung hatte eingesetzt. Die Felder, die sich jenseits der Straße in verschiedenfarbigen Bahnen den Hügel hinaufzogen, verloren sich in der hereinbrechenden Dunkelheit. Ein Leichentuch, das sich sanft über die Welt breitete.

In diesen Wechsel vom Tag zur Nacht platzten plötzlich die Blaulichter des Rettungswagens, der auf unserem Hof geparkt haben musste. Stur versuchte ich die visuellen Eindringlinge zu ignorieren und doch verfolgte ich das flackernde Licht, das sich in Richtung Stadt bewegte. In seinem Heck beherbergte der Wagen vermutlich Karolus' Leiche. Auf weißes Leinen gebettet. Festgeschnallt. Die Kruste des Erbrochenen noch auf der Wange. Verklebte Haare. Augen, die verdreht zur Decke starrten. Wieder revoltierte mein Körper, wieder dieses Würgen. Vornübergebeugtes Röcheln, speichelloses Spucken. Minuten, bis die Bilder wieder verschwunden waren. Unsicheres Aufrichten, Greifen nach Halt. Der Schmerz, als die suchenden Fingerkuppen über die aus dem Fensterrahmen ragenden Glassplitter streiften und die Haut ritzten. Saugen am Finger und der metallische Geschmack des Blutes.

Als ich wieder nach draußen blickte, bemerkte ich, für mich kaum einsehbar, einen auf dem Hof parkenden Streifenwagen. Das Einsatzfahrzeug wäre für Karolus Anlass genug gewesen, nach unten zu laufen, um zu erfahren, was die Polizei hier in den langweiligen Ausläufern der Stadt zu tun hatte. Mir hingegen wäre die Zurückgezogenheit zu heilig, das Interesse zu gering gewesen, um mich auch nur aus dem Fenster zu beugen. Auch jetzt veränderte ich meine Körperhaltung nicht, saugte nur weiter am

Finger.

Die Brandschutztür zum Speicher verschluckte sämtliche Geräusche von außen, Schritte auf der Treppe waren auf dem Dachboden nicht zu hören. Das Klopfen, das mich aus meiner Leere riss, war nicht mehr als ein dumpfes Pochen. „Klopfen?“, schoss es mir durch den Kopf, „klopfen, mein lieber Friedrich? Wir leben doch in einem offenen Haus.“ Bertrams Grinsen. Seine Mundwinkel, die zuckten, als hätte er selbst Mühe, seine geheuchelte Freundlichkeit zu ertragen. Das Blitzen in den Augen. Der Blick, den er ungeniert durch mein Zimmer wandern ließ. „Oder hat hier jemand etwas zu verbergen?“

Das jammernde Ziehen, das auf das Klopfen folgte, ließ die Erinnerung an Bertram ebenso schnell verschwinden, wie sie mich erfasst hatte. Eine Lichtbahn quetschte sich durch den Spalt der sich öffnenden Tür. Gleichzeitig breitete sich eine Gleichgültigkeit in mir aus, die in jede Faser meines Körpers sickerte und der ich mich bereitwillig ergab. Sollte sie doch von mir Besitz ergreifen und mich für die kommende Begegnung wappnen.

Schatten schoben sich auf den hellen Fleck, den das Licht in den Raum warf. Ich schluckte und merkte, wie sich Schweiß in meinen Handflächen bildete.